

In der Ausstellung «25 Jahre Baden-Württemberg» wurde eine Karikatur gezeigt, die damals, vor der Entstehung des neuen Bundeslandes, in einer Stuttgarter Zeitung abgedruckt war. Im Hintergrund des Bildes sind Fassaden einiger mehrstöckiger Zweckbauten zu sehen und vor allem rauchende Fabriksschlote; davor steht, etwas verloren in dieser modernen Umgebung, ein kleines Fachwerkhäuschen mit der Inschrift «Villa Altbaden», unter der Tür der Besitzer, in dem man den verbissenen Kämpfer für ein selbständiges Südbaden, LEO WOHLER, erkennt. Die Bildunterschrift lautet: *Jeder Kaufmann lobt seine Ware* – der Zeichner zielte darauf, den Selbständigkeitswunsch des ländlichen Bereichs am Oberrhein und im südlichen Schwarzwald lächerlich zu machen. Seht her, so könnte man die in der Karikatur versteckte Propaganda übersetzen, seht her, wie kümmerlich sich dieses kleine Altbaden ausnimmt neben dem übrigen Land mit seiner blühenden Wirtschaft . . .

Nun soll hier nicht von der Entstehung des Landes Baden-Württemberg die Rede sein. Was in unserem Zusammenhang zählt, ist die Tatsache, daß jene Karikatur von damals heute eigentlich nicht mehr ankommt, nicht mehr ankommen kann – und zwar ganz unabhängig von ihrer spezifischen Stoßrichtung gegen die Repräsentanten Altbadens, die man heute wohl etwas abwägender und gerechter beurteilt. Wer sich heute jenes Bild ansieht, der empfindet von vornherein ausgesprochene Sympathie für das kleine, putzige Häuschen, das da im Vordergrund steht und den Raum nicht freigeben will für einen weiteren industriellen Ausbau und damit eine weitere Verschandelung der Landschaft.

Die rauchenden Fabrikamine, im Jahr 1951 ein Symbol des wirtschaftlichen Aufschwungs, des wachsenden Wohlstandes, der gesellschaftlichen Konsolidierung – sie wirken heute, obwohl wir ja doch auch auf einen wirtschaftlichen Aufschwung warten, eher bedrohlich; das kleine Häuschen dagegen vermittelt fast schon ein wenig Heimatgefühle. Die kleine Zeitungskarikatur soll nicht überstrapaziert, das Bild nicht überinterpretiert werden. Es dient hier nur als ein Symptom unter vielen für eine innerhalb weniger Jahrzehnte von Grund auf veränderte Perspektive. Von Heimatspflege soll hier die Rede sein. Das ist gewiß kein Thema, das von den

Sitzen reißt, auch heute nicht – aber es ist auch kein Thema mehr, das von vornherein notwendigerweise in ein sektiererisches Abseits führt. Der Naturschutz, der durchaus in einem Atem mit der Heimatspflege genannt werden darf, schien noch vor einem Jahrzehnt die Domäne einiger Vorgestriger, die in biederer Harmlosigkeit die Zeichen der Zeit verkannten – heute kämpfen Leute wie HAP GRIESHABER und MARGARETE HANNSMANN um die Erhaltung der Wacholderheiden, um ein einziges Beispiel zu nennen. Im Prinzip steht es mit der Heimatspflege und schon mit dem Begriff Heimat nicht anders: lange schien es fast ein untrügliches Zeichen von Naivität und Rückständigkeit, wenn jemand das Wort überhaupt im Munde führte – jetzt tauchte es beispielsweise in den Dutzenden von Gedenkreden und Gedenkartikeln auf ERNST BLOCH immer wieder auf, nicht als etwas Schwärmerisches, etwas Abstraktes von weit her, sondern als konkrete und wichtige Aufgabe: *Umbau der Welt zur Heimat*, wie es BLOCH formuliert hatte.

Freilich, wer diese umfassende Aufgabe schlicht dem Ressort «Heimatspflege» zuweist, nimmt nicht nur einen Teil für das Ganze; er verkennt auch die besonderen Hypothesen, die auf diesem Ressort lasten, die besonderen Schwierigkeiten, die damit verbunden sind. Heimatspflege – da denkt man am ehesten an kleine Traditionsvereine, deren ausdrückliches und häufigstes Kennzeichen die Tracht ist, die aus früheren Jahrhunderten herübergerettet oder – noch häufiger – die neu konstruierte Volkstracht. Eine eingehende Auseinandersetzung mit diesem sekundären Gebrauch der Volkstracht ist hier nicht möglich, und Pauschalurteile sollen vermieden werden. Um eine im vollen Sinne echte oder gar «uralte» Überlieferung handelt es sich ganz sicher nicht, aber auch nicht um eine bloße Maskerade: Trachten waren gewiß schon früher nicht nur die selbstverständliche Alltagskleidung, sondern auch – so hat es KONRAD WEISS einmal ausgedrückt – *heraldische Formen des Volksdaseins*, also etwas, das Ausweis- und Demonstrationscharakter hatte wie ein Wappen. Hier geht es lediglich um den zweifellos etwas kuriosen Mechanismus, daß die Assoziationen beim Stichwort Heimatspflege so schnell beim Aufzug von Trachtengruppen einrasten: Heimat scheint in dieser Zusammensetzung etwas Pittoreskes, scheint eine Frage der ästhetischen Garnierung zu sein. Das schöne Alte, das gute Alte – die Wirkung gerinnt in gefühligen Sprichwortklischees:

* Text einer Sendung des Süddeutschen Rundfunks Stuttgart am 10. 9. 1977

Wo man singt – und man könnte ruhig hinzufügen: wo man Tracht trägt, wo man farbige Bändertänze vorführt – da laß dich ruhig nieder . . .

Der alljährlich auf dem Kalender verzeichnete «Tag der Heimat» bietet vielfach ein Muster solchen Heimatverständnisses. Die Problematik dieser besonderen Feier liegt nicht nur darin, daß hier auf einen Tag konzentriert werden soll, was dauernder Anspruch ist – das ist mit dem Tag der Arbeit, dem Muttertag, dem Weltspartag nicht anders, und in einer Zeit greller Plakateffekte sind solche Erinnerungsakzente wohl kaum zu vermeiden.

Problematischer ist die Frage der spezifischen Zielsetzung: der Tag der Heimat kam zustande als Mahnung an die verlorene Heimat der Millionen Zuwanderer aus dem Osten, aber in der Proklamation von Heimat steckte ja doch auch der Appell zur Eingliederung in der neuen Heimat, und unter diesem Aspekt ist es kein schlechtes Zeichen, daß dieser verordnete Tag der Heimat stets ein wesentlich schwächeres Echo in der Bevölkerung gefunden hat als die spontaneren lokalen oder regionalen Stadt- und «Heimat»-Feste. Die Ausgestaltung war und ist sehr verschieden; aber im allgemeinen sind da einige staatliche Repräsentanten als Redner, einige Versprengte alter und neuer Traditionsbünde als Zuhörer und – etliche Trachtler und Fahnschwinger als Träger des Rahmenprogramms. Indem sie ihre schönen Gewänder, ihre alten Lieder und Tänze, die scheinbar ganz unproblematische Seite des sogenannten «Volkstums» vorführen, pendelt sich «Heimat» weithin im Bereich des Unverbindlichen und des scheinbar gänzlich Unpolitischen ein.

Heimat als etwas Unpolitisches – das heißt aber nichts anderes, als daß die jeweils dominierenden politischen Mächte nicht in Frage gestellt werden. Die alten Lieder und Tänze, die überlieferte Tracht und der herkömmliche Dialekt – all das gehört danach in einen Ewigkeitsrhythmus, der weit von den Tagesfragen entfernt ist. Diese Auffassung ist so eingefleischt, daß prompt vom «Mißbrauch des Dialekts» gesprochen wurde, als sich im Zuge der Auseinandersetzung um die oberrheinischen Kernkraftwerke Liedersänger und Sprechchöre den einheimischen Dialekt zunutze machten. Das paßte nicht in das schönfärberische Konzept von Heimat und Heimatsprache.

An solchen Bruchstellen im Alltagsgetriebe wird deutlich, daß die Frage der Erhaltung, der Pflege von Heimat sehr viel weiter reicht als die Belange der traditionellen Heimatpflege.

Alles, was dazu führt, *die Umgebung bewohnbarer zu machen*, ist in diesem weiteren Sinne ein Akt der Heimatpflege. Nun soll freilich nicht verschwiegen

werden, daß ein solches weiteres Verständnis ins Uferlose, zumindest in eine kaum begrenzbar Landschaft führt. *Die Umgebung bewohnbarer zu machen* – diese Absicht kann gewiß auf die verschiedenste Weise verfolgt werden. Die Formulierung stammt von PETER WEISS, der so das Ziel seiner Schriftstellerei umschrieb. Andere – Gewerkschafter und Unternehmer – verfolgen das gleiche Ziel, indem sie für eine Humanisierung der alltäglichen Arbeit sorgen. Gemeinderäte dienen dem Ziel, wenn sie sich für Kinderspielplätze oder besser: für Bebauungspläne einsetzen, die besondere Kinderspielplätze erst gar nicht nötig machen. Und Lehrerinnen und Lehrer tun viel für jenes Ziel, wenn sie zum Beispiel im konzeptionslosen Wirrwarr ihres Schulalltags ein eigenes Konzept für die Gastarbeiterkinder entwerfen. All das ist, in einem weiteren Sinne, Heimatpflege.

Es ist freilich richtig, daß dieser weitere Begriff von Heimatpflege nicht wirklich konturiert werden kann, daß er ausgesprochen unhandlich ist. Es ist sicher legitim und sinnvoll, eine engere Konzeption von Heimatpflege zu entwickeln, die der Lokalgeschichte verbunden ist, die sich mit den örtlichen und regionalen Überlieferungen befaßt, die sich orientiert an den spezifischen Möglichkeiten lokaler und regionaler Kultur. Der weitere Rahmen, der umfassende Versuch, *die Umgebung bewohnbarer zu machen*, muß aber auch für diese Heimatpflege im engeren Sinn den Maßstab hergeben; sie muß mehr sein als nur eine schlechte Spielart von Denkmalpflege.

Eine schlechte Spielart, wohlgermerkt, denn hinter der neueren Entwicklung der Denkmalpflege ist die Heimatpflege bisher zurückgeblieben. Die Phase, in der irgendein einzelnes Gebäude in einem Stadtkern wegen seiner barocken Verzierungen auf die Schutzliste kam, bis es dann der fortgeführten Straßenplanung so im Wege stand, daß sich auch die Denkmalpfleger den Sachzwängen nicht verschließen konnten – diese Phase hat die Denkmalpflege hinter sich gelassen. Ihre jüngste Entwicklung kennt einige Charakteristika, die vorsichtig auf den Bereich der Heimatpflege übertragen werden können im Sinne eines neuen Programms.

Zunächst: Die Denkmalpflege fällt heute ihre Entscheidungen meist auf der Basis einer umfassenden Dokumentation. Die Heimatpflege, ohnehin meistens weit entfernt von der Forschung angesiedelt, hat keine solche Grundlage; sie kennt solche Dokumentationen kaum. Es gibt hierzulande keinen Museumsentwicklungsplan, der auch die kleinen Lokalmuseen einbezieht. Ansätze zu Freilichtmuseen sind zwar aus dankenswerten privaten Initiativen

entstanden, aber das Hin und Her um ein großes, übergreifendes Freilichtmuseum ist bis jetzt ein folgenloses Trauerspiel geblieben.

Beim Stichwort Dokumentation ist indessen nicht nur an die materielle Kulturüberlieferung zu denken. In anderen Bereichen zeigt sich die Problematik der «Pflege» oft noch deutlicher. Da ist. z. B. der Dialekt – sicher eine sehr unmittelbare sprachliche Ausdrucksform von Heimat. Was aber heißt hier Pflege, Heimatpflege in diesem elementaren Bereich? Gewiß, es gibt eine kräftige Welle neuer, imponierender Mundartdichtung; und es gibt jetzt auch häufiger Wettbewerbe für Mundartstücke, die auf die Bühne gebracht werden sollen. Dagegen ist gar nichts einzuwenden; aber wird dies als Pflege des Dialekts verstanden, so wird dieser auf einer abgehobenen Ebene der Vorführung – pointierter gesagt: der Show – angesiedelt.

Die Rückwirkung auf den Dialekt in seiner alltäglichen Funktion dürfte ziemlich gering sein. Heimatpflege auf diesem Gebiet hat andere Dimensionen: Der Dialekt kann in seiner regionalen, ja lokalen Vielfalt dokumentarisch festgehalten, und er kann in seinen Differenzierungen, in seiner historischen Entwicklung und seinen sozialen Bestimmungsgrößen erforscht werden: wer redet wann zu wem auf welche Weise? Erst auf einer solchen Grundlage ist dann auch sinnvolle «Pflege» möglich. Wichtige Vermittler, vor allem die Lehrer, könnten auf dieser Grundlage der Forschung über die Gestalt und die Funktion, über die Grenzen und die Möglichkeiten des Dialekts informiert werden. So könnte dann auch für den Dialekt – in seiner notwendig begrenzten Reichweite – Verständnis geweckt, könnte Sorge getragen werden, daß die Dialektsprecher in bestimmten Bereichen, auch solchen der Öffentlichkeit, nicht vorschnell disqualifiziert werden.

Ein solches umfassenderes Konzept von Heimatpflege isoliert die einzelnen Kulturgüter nicht, sondern sucht sie aus ihren und in ihren Lebenszusammenhängen zu begreifen. Hier bietet sich als Analogie ein zweites Stichwort der neueren Denkmalpflege an: Ensembleschutz. Das einzelne Objekt soll in seinem städtebaulichen und landschaftlichen Zusammenhang gesehen werden – und entsprechend kommt es auch in der Heimatpflege darauf an, daß Details nicht demonstrativ herausgelöst, daß sie vielmehr in Beziehung gesetzt werden zu den Lebensverhältnissen und kulturellen Möglichkeiten der Bevölkerung. Pflege des Dialekts, um dieses Beispiel nochmals aufzunehmen: das hieße dann eben nicht nur theatralische Demonstration, das hieße vielmehr auch: die Leute mitreden lassen in ihrer Sprache, wo es um lokale und regionale Belange

geht, hieße Demokratisierung von Entscheidungen und nicht nur Popularisierung einer ästhetisch verstandenen Sprachform.

In den letzten Jahren ist die Denkmalpflege dazu übergegangen, die jüngere und jüngste Vergangenheit in ihre Schutzmaßnahmen einzubeziehen. Ein solches wirkliches Geschichtsverständnis, das nicht gleich in die mythischen Phantasieräume der Vorzeit oder wenigstens des Mittelalters springt, sondern die Welt der Väter und Großväter ernst nimmt, tut auch der Heimatpflege not. Die Konstruktion des angeblich Uralten erübrigt sich, wenn sich die Einsicht durchsetzt, daß unsere alltäglichen Möglichkeiten zwar auch durch die Setzungen einer ferneren Vergangenheit begrenzt, daß sie vor allem aber durch die Entwicklung der letzten 50 oder 100 oder auch 200 Jahre bestimmt werden.

Auf der gleichen Linie liegt die in der Denkmalpflege üblich gewordene Einbeziehung von Zweckbauten – auch diese Tendenz läßt sich in eine entsprechende Forderung an die Instanzen der Heimatpflege übersetzen. Heimatpflege darf sich nicht nur auf Festtägliches, auf die Demonstration pittoresker Formen beschränken. Ihr Erfolg bemißt sich nach dem Grad, zu dem sie in alltägliche Formen und Inhalte einzugreifen vermag. Dies trifft zusammen mit einer letzten Tendenz der Denkmalpflege, die hier im Vergleich erwähnt werden soll: sie begnügt sich nicht mehr mit der Etikettierung von «Denkmälern», sondern überlegt auch, was daraus im täglichen Leben werden soll. Auch solche Nutzungs- und Integrationsüberlegungen gehören zur Heimatpflege, die sich nicht selbstgenügsam auf bloße Details einer vergangenen Kultur zurückziehen darf. Sie sollte vielmehr bemüht sein, das gesamte gesellschaftliche Leben im Sinne einer vernünftigen Strukturierung, im Sinne der Humanisierung zu durchdringen.

Die Überlegungen zu den Zielen von Heimatpflege, das zeigt sich hier noch einmal deutlich, lassen sich also nicht stillstellen: Letztlich geht es eben doch um jene umfassende Aufgabe des *Umbaus der Welt zur Heimat*, von der die Rede war.

Das Wort Welt taucht nicht zufällig in dieser Formel auf. Heimat, das ist Nahwelt, gewiß. Aber diese Nahwelt läßt sich nicht ausschneiden aus den weiteren Bezügen, läßt sich nicht herauslösen aus den Abläufen der Gesamtgesellschaft. Wie steht es eigentlich mit der Heimat unserer Gastarbeiter? Ist es zulässig, sie jahrelang auf den Koffern sitzen zu lassen; darf Heimat für sie nur der Abglanz des fernen Mutterlandes sein? Stünde es den Instanzen der Heimatpflege nicht gut an, diese Menschen in ihrem kulturellen Selbstverständnis zu stärken, die kultu-

relle Vielfalt der verschiedensten ethnischen Gruppen einmal zur Geltung zu bringen – in Ausstellungen, in Vorführungen, am «Tag der Heimat»? Das ist nur ein Beispiel unter vielen. Für unsere Zeit gilt mehr denn je die Forderung, die der Philosoph

WALTER SCHULZ als Maxime des Handelns herausgestellt hat: die *Ethik im Nahhorizont* zu vermitteln mit der *Ethik im Fernhorizont*. Das klingt abstrakt; in Wirklichkeit ist es eine sehr konkrete Forderung auch für den Bereich der Heimatpflege.

Augart

Es soll hier nicht um einen Au-gart gehen, sondern um die Aug-art der Mund-art, die ja sonst eine Ohr-art ist, also um die geschriebene Mundart, um die Schreibform des Schwäbischen. Eigentlich ist es ja ein Widerspruch, die für Mund und Ohr geltende Sprache (von sprechen!) auch dem Auge zuzuweisen und ihre Laute geschrieben (also leis!) zu geben. Wenn man sie aber schreibt, so möchte man diese Laute möglichst deutlich anzeigen, man will möglichst phonetisch genau schreiben. Das ist schon bei der allgemeinen Schriftsprache nur sehr im groben durchführbar. So sind lange und kurze, offene und geschlossene Vokale, stimmhafte und stimmlose Konsonanten nicht genau angegeben; es gelten hier eben Festsetzungen, die wir als selbstverständlich hinnehmen.

Auch für die Schreibung der Mundart muß die phonetische Forderung oben an stehen. Voll phonetische Schreibung ist aber hier noch weniger durchführbar als bei der Schriftsprache, sie ist auch gar nicht erwünscht. Eine möglichst rein phonetische Schreibung braucht nur die Wissenschaft für Sprachgeschichte und Sprachvergleich. Sie muß sich dazu aber mancher besonderen Zeichen bedienen, und ihre Sprachdarstellung wird so für Nichtfachleute oft fast unleserlich.

Wenn aber in Mundart Gedichte, Erzählungen, Spielstücke aus dem Lebensbereich der Mundartssprecher geboten werden, so sollen sie auch von diesen gelesen werden können. Hier liegt nun ein Problem: die schriftliche Darbietung der Mundart soll deutlich sein, aber einfach. Dafür gibt es keine verbindlichen Festsetzungen wie für die Schriftsprache. Wir haben keinen «Rechtschreib-Duden» und keinen «Aussprache-Siebs» für unsere Mundart. Die Mundartschreiber haben hier also weithin freie Hand, wie sie die Laute der Sprache wiedergeben wollen, und sie nützen diese Freiheit z. T. übertrieben aus. Sie sind aber doch dadurch eingeengt, daß sich mit unseren 25 Buchstaben eben nicht alle Laute genau wiedergeben lassen.

Karl Häfner

Viele Mundartschreiber sehen nun eine wesentliche Seite ihrer Freiheit darin, daß sie alle die Festsetzungen der allgemeinen Sprache nicht berücksichtigen, die nur für die geschriebene Sprache gelten, für das Hören aber nicht bestimmend sind. Sie verwenden deshalb keine Großbuchstaben für die Substantive und verzichten auf viele Dehnungs- und Schärfungszeichen. Wenn man bloß ans Sprechen denkt, scheinen auch die Buchstaben c, v, x, y, z überflüssig. Da die Setzungen aber in der Schriftsprache vertraute Wortbilder geben, sollte auch die Mundart sie weitgehend beibehalten, damit ihre Wortbilder nicht gar zu ungewöhnlich werden. Feste Wortbilder sind für das Lesen wichtig; der nicht ganz ungewandte Leser liest ja nicht Buchstaben, sondern Wörter und Wortgruppen.

Das gilt sicher von der Großschreibung. Gewiß hört man sie nicht. Sie wäre also bei der Mundart, bei der es vor allem auf das Hörbare ankommt, nicht nötig. Solange aber die Schriftsprache nicht auf sie verzichten will, sollte die Mundart es noch weniger tun. Wenn für die Berechtigung der Großschreibung in der Schriftsprache gesagt wird, daß sie das Lesen erleichtere, so sollte man bei der Mundart auf diese Erleichterung nicht verzichten. Man braucht für die Schriftsprache nicht die allgemein bekannten künstlichen Beispiele anzuführen (weise Reden hören, Weise reden hören), muß aber doch zugestehen, daß in der Großschreibung eine wichtige Hilfe für die Unterscheidung der Wortbilder liegt.

Und so unnötig und widersprüchlich manche Zeichen für Länge und Kürze in der Schriftsprache sind, auch sie tragen dazu bei, uns feste Wortbilder zu geben. Der Abstand der Schreibung «fi» vom Wort «Vieh» wäre doch zu groß. Bei manchen Wörtern der Mundart ist es auch gut, Länge oder Kürze besonders zu zeigen, weil sie anders sind als in der allgemeinen Form der Sprache, so etwa *dees*, *wedder* statt *des* und *weder*.

Wenn durch Verzicht auf Großschreibung und Weglassung mancher Dehnungs- und Schärfungs-